**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**№ 521.** **Donnerstag** den 13. October 1898. **92. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. October.

Der Absicht der Freisinnigen Volkspartei, durch das Aufwerfen einer Regentschaftsfrage für das Reich die Orientreise des Kaisers im Reichstage zur Erörterung zu bringen, könnte nichts dienlicher sein, als wenn an dem angeblich bestehenden Plane festgehalten würde, zu den Kosten der Orientfahrt einen **Zuschuß aus Reichsmitteln** zu verlangen. Bekanntlich sind pecuniäre Bezüge mit der Kaiserwürde nicht verbunden; der Kaiser hat von Reichs wegen weder eine Civilliste, noch eine Kronrotation, noch den Genuß von Domainen. Auch in dieser Beziehung lebt der deutsche Kaiser vom Könige von Preußen. Und das ist gut so; denn die finanzielle Bedürfnißlosigkeit des Kaisers als solchen ist ein wirkungsvolles Merkmal des preußischen Rechts auf die führende Stellung in Deutschland. Jede Verkümmerung dieser Ehrenpflicht Preußens würde den particularistischen Elementen willkommen sein, besonders willkommen aber aus dem in Rede stehenden Anlaß, weil die Reise des Kaisers mit den unmittelbaren Interessen des Reiches nur lose zusammenhängt. Das wird auch von einer Seite anerkannt, die der Gewährung eines Zuschusses durch den preußischen Landtag mit der Begründung sich nicht abgeneigt zeigt, daß das Grundstück, auf dem die Erlöserkirche sich erhebt, dem König Wilhelm I. persönlich geschenkt sei und daß der vortige Besuch des deutschen Kaisers mehr mit dem Summepiskopat über die preußische Landeskirche, als mit den unmittelbaren Interessen des Reiches zusammenhänge. Gerade der Zusammenhang mit dem Summepiskopat aber sollte der ausschlaggebende Grund dafür sein, auch nicht vom preußischen Landtage einen Zuschuß zu fordern. Mit Recht bemerkt die „Freis. Ztg.", daß das Summepiskopat doch nur für die altpreußischen Provinzen bestehe und daß der Staat für die Repräsentation einer Confession derartige Mittel nicht aufzubringen habe. Man male sich aus, wie dem Centrum eine solche Geldforderung zu Statten käme! „Unerquickliche Erörterungen" im Abgeordnetenhause, welche die „Freis. Ztg." prophezeit, würden Centrumsdiplomaten wie Dr. Lieber wohl nicht hervorrufen; die Centrumsdemokraten jedoch, die Dasbach und Fusangel, würden sich eine so schöne Gelegenheit, das Klagelied von der „Imparität" wieder einmal zu variiren, nicht entgehen lassen, ganz zu schweigen von der klerikalen Presse. Und auch Herr Richter dürfte sich bei diesem Anlaß mit verdoppeltem Eifer den Wählern im Lande als „Sparagnes" in Erinnerung bringen. Darum: kein staatlicher Zuschuß zur Reise des Kaisers, die sicherlich nicht unternommen worden wäre, wenn die Mittel für sie auch nur theilweise nachträglich vom Parlament beschafft werden müßten.

Die „Köln. Ztg." und ähnliche Blätter, die aus Besorgniß, daß das Centrum der Regierung sein Wohlwollen entziehen könnte, die **nationale Haltung der Centrumspresse in der Protectoratsfrage** gar nicht genug rühmen konnten, haben den Tag vor dem Abend gelobt. Die „Germania" rückt bereits von der Regierung ab, ja noch mehr, sie fällt ihr bereits in den Rücken. Sie kehrt den Spieß einfach um. Der Papst hat nicht etwa durch seine fast im Augenblicke der Abreise des deutschen Kaisers nach dem Orient an die französischen Pilger gerichtete Ansprache die deutsche Regierung verletzt, sondern die Regierung hat durch die Abberufung Bülow's den Papst „tief verletzt". Und nicht nur den Vorwurf der Härte macht die „Germania" der Regierung, sondern auch den der Voreiligkeit. Es wird dem Auswärtigen Amte vorgeworfen, gehandelt zu haben, ohne den authentischen Wortlaut der Ansprache abzuwarten. Da einstweilen wenigstens noch kein Jesuitenpater eine höhere Stelle im preußischen Ministerium bekleidet, so hätte dieses Abwarten nichts genützt, denn den authentischen Wortlaut so zu deuteln, als ob der Papst gar nichts Verfängliches gesagt hätte, war nur jesuitischer Begabung, wie sie in der „Germania" vorhanden ist, möglich. Ebenso hinfällig wie die persönlichen Angriffe gegen die Regierung sind die sachlichen Ausführungen des klerikalen Blattes, auf die man deshalb eingehen muß, weil sie wohl nur als Einleitung zu einem allgemeinen Umschwenken der Centrumspresse nach der vaticanischen Richtung hin anzusehen sind. Die „Germania" erkennt zu einem Theile wenigstens ein französisches Protectorat als gerechtfertigt an. Die Personen nämlich, die unter kirchlicher Jurisdiction fänden, seien von dem unter französischem Protectorate stehenden Erzbisthum von Jerusalem zum Theil abhängig. Die „Germania" erkennt also der Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Organisation die Exemption von der Staatshoheit zu. Ganz abgesehen davon, daß das Staatsgefühl eine derartige Exemption nicht gestatten kann, schreint die „Germania" zu vergessen, daß sie mit dieser Ausführung den Gegnern der Aufhebung des Jesuitengesetzes eine Waffe liefert. Denn die Jesuiten stehen unter einem in Rom befindlichen französischen oder italienischen Jesuitengeneral, würden also nach der Auffassung der „Germania" dieser Jurisdiction und nicht der deutschen Staatshoheit unterstehen. Damit würde in Deutschland eine gegebenen Falls dem deutschen Reiche direct feindlich gesinnte Persönlichkeit die Hoheit über Männer ausüben, die schließlich einen großen Einfluß im Volke hätten. Die „Germania" hegt die Besorgniß, daß, wenn die deutschen kirchlichen Organe des unter französischem Protectorat stehenden Erzbisthums Jerusalem unter anderen Schutz treten wollten, Unordnung in der kirchlichen Organisation eintreten würde. Die Unordnung aber, die in der Organisation eines Staatswesens eintreten muß, wenn ein Theil der Staatsangehörigen fremdem Schutze untersteht, scheint das Herz der „Germania" wenig zu berühren. Also wieder einmal ein Beispiel dafür, wie dem Klerikalismus die Kirche stets über den Staat geht. Will man angesichts solcher Thatsachen immer noch von nationaler Gesinnung der Klerikalen sprechen, so darf man sich nicht wundern, wenn die höchste Stelle der Kirche künftighin noch weniger Rücksicht auf berechtigte deutsche Ansprüche nimmt.

Der bekannte belgische Ingenieurgeneral Brialmont macht sich in einer von ihm verfaßten Broschüre zum Sprachrohr der Unzufriedenheit des **belgischen Officiercorps** mit der jetzigen nebenamtlichen Leitung des Kriegsministeriums durch den Eisenbahn-, Post- und Telegraphenminister. Seit den zwei Jahren, welche dieses Provisorium jetzt bereits dauert, habe die Lage der belgischen Armee sich wesentlich verschlechtert. General Brialmont erklärt, der jetzige nebenamtliche Leiter des Kriegsdepartements besitze nicht die Fachkenntniß und Erfahrung, welche erforderlich sei, um eine Stellung auszufüllen, für deren Uebernahme unter den jetzigen Verhältnissen sich mehr als ein General bedanken würde. Der Minister erfülle nicht die Neutralitätsbedingungen, welche die Verwaltung einer Armee erheische. Dann heißt es von dem derzeitigen Chef des Kriegsdepartements weiter: „Er ist ein Kampfpolitiker, der bei den Maßregeln, die er trifft, bei der Auswahl, die er vornimmt, dem Einflusse nichtmilitairischer Ideen und Empfindungen gehorcht. Statt sich jeder Maßnahme zu enthalten, die seine Verantwortlichkeit engagiren könnte, entfaltet er in seinem Nebenamte als Kriegsminister eine gefahrbringende Thätigkeit. Ohne das geringste Gewissensbedenken hat er die Bestimmungen über die Beförderung zum General und über die Einberufung der Reservisten im Mobilmachungsfalle abgeändert, sowie ein Abänderungsproject bezüglich des verschanzten Lagers von Antwerpen nach seinen eigenen Ideen ausarbeiten lassen. Die Armee hat ein Recht, sich zu beklagen, daß sie im Kronrath und im Parlament nicht mehr durch eins ihrer Mitglieder vertreten wird."

Heute, nach einer andern Meldung gestern, ist die Frist für das **Ultimatum der vier Mächte an die Pforte**, in welchem die sofortige Zurückziehung der türkischen Truppen aus Kreta kategorisch verlangt wird, abgelaufen. Die Antwort der Pforte ist rechtzeitig eingegangen. Wie man weiß, erklärt der Sultan sich mit der Zurückziehung der Truppen einverstanden und hat bereits Anordnung getroffen, die Räumung in die Wege zu leiten. Allein Abdul Hamid müßte kein Orientale sein, wenn er das Spiel schon verloren gäbe. Er hat zwar die Note der vier Mächte zustimmend beantwortet, aber zugleich den Wunsch ausgesprochen, in drei befestigten Städten Kretas Garnisonen halten zu dürfen, die genügen würden, die Muselmanen zu schützen oder doch wenigstens die Fortdauer der Souveränetät der Pforte über die Insel zu kennzeichnen. Diesmal sieht er sich aber dem unabänderlichen Willen der Mächte gegenüber, die entschlossen sind, ein Ende zu machen. Der Standpunct derselben geht aus folgender Meldung hervor:

* **Canea**, 12. October. Auf die Antwort der Pforte, daß sie in die Zurückziehung der Truppen unter der Bedingung einwillige, eine genügende Besatzung auf der Insel belassen zu dürfen, erwiderten die Admirale, ihre Regierungen müßten, da dies ein zu dehnbarer Begriff sei, mit Rücksicht auf die in Kandia gemachten Erfahrungen auf dem Verlangen einer völligen Entfernung der türkischen Truppen von der Insel beharren. Was die Entsendung von Paschas anlangt, die den Abmarsch der Truppen hier leiten sollen, so beschlossen die Admirale, deren Landung nicht zu gestatten, um neue Schwierigkeiten und Verhandlungen zu vermeiden. Da die Pforte keinerlei Andeutung über die Abreise ihrer Civilbeamten gemacht hat, so beantragen die Admirale bei ihren Regierungen, die Zustimmung der Pforte dazu als vollendete Thatsache anzusehen.

Wie wir schon mittheilten, will ein großer Theil der Muhamedaner die Insel verlassen, sobald die türkischen Truppen sich einschiffen. Daran thun sie auch gut, denn Niemand zweifelt daran, daß sie der Rachsucht der kretischen Christen an dem Tage verfallen werden, an welchem die Truppendetachements der fremden Mächte die Anker gelichtet haben, und für immer können diese doch nicht auf Kreta bleiben. Die Kretafrage wird also mit dem Ultimatum nicht gelöst, sondern die Mächte durchhauen einfach den gordischen Knoten. Sie lassen dem Sultan formell die Oberhoheit über Kreta, nehmen ihm aber thatsächlich die Insel, indem sie dieselbe den christlichen Insurgenten ausliefern. So bezahlt die Pforte den Sieg über das räuberische Griechenland in dem ihr aufgedrungenen Kampf um Kreta mit dem Verlust eben dieser Insel! Wem wird sie in Zukunft gehören? Das ist jetzt die Frage und diese dürfte noch schwerer zu lösen sei als die Räumungsfrage. Der italienische Minister des Aeußeren, Canevaro, hat letzterer Tage in einer Unterredung mit einem Publicisten geäußert: Was die spätere Zukunft Kretas betreffe, so wäre es nach seiner Meinung sehr unwahrscheinlich, daß eine Macht die dauernde Festsetzung auf der Insel plane. Andererseits sei es aber höchst wahrscheinlich, daß keine Regierung der Festsetzung einer anderen Macht gleichgiltig zusehen würde. Aus diesem Zusatz geht hervor, daß Canevaro es doch nicht für so „sehr unwahrscheinlich" hält, daß eine einzelne Macht Absichten auf Kreta hat. Das Kreta-Problem birgt also noch zahlreiche Möglichkeiten zu ernsten Verwickelungen in seinem Schooße. Bezüglich der Politik Oesterreich-Ungarns und Deutschlands bemerkte Canevaro, in Wien und Berlin habe man auf die Mitwirkung bei der Occupation verzichtet, als die Candidatur des Prinzen Georg auftauchte. Man hegte specielle Bedenken gegen diese Candidatur und man wollte sich nicht an Schritten betheiligen, die dahin führen konnten, daß die Türkei zu einer schweren Demüthigung gezwungen worden wäre. Die beiden Kaisermächte hätten aber auch nach jener Phase eine vollkommen loyale und correcte Haltung beobachtet. Sie zeigten der Pforte ihr Wohlwollen, sie bethätigten aber zugleich ihr Wohlwollen für die pacificatorische Action der vier Mächte.

Wenn noch ein Zweifel daran möglich gewesen wäre, daß ganz England in der **Sudanfrage** einig ist, so wäre er durch die Rede behoben, welche Lord Rosebery, der frühere liberale Premierminister und politische Antipode des jetzigen Premiers Salisbury, in Epsom gestern über die Faschoda-Angelegenheit gehalten hat.

Rosebery sagte, er weiche nicht von der Erklärung ab, die Grey im Jahre 1895 abgegeben hat, als er, Redner, Premierminister war. Am schwersten wiege, daß Frankreich mit Vorbedacht einen Act begangen habe, von dem England vorher erklärt hatte, daß es ihn als einen unfreundlichen ansehen werde. Hinter der Politik der jetzigen Regierung stehe die ganze Nation. Eine Regierung, die von dieser Politik abweichen wollte, würde nicht eine Woche überdauern. Salisbury habe nur nöthig, bei der in dem Blaubuche dargelegten Haltung zu beharren, und die Nation werde jedes Opfer bringen, um Salisbury's Vorgehen zu unterstützen. Wenn Lord Salisbury sich der gleichen Sprache bedienen wolle, wie seiner Zeit Hanotaux, so werde Salisbury die Ansprüche Egyptens auf die Sudangebiete in so gebieterischer Weise geltend machen, daß keine Regierung im Stande sei, ihrer Nachdrücklichkeit Widerstand entgegenzusetzen. Die Ansprüche Egyptens auf diese Gebiete seien niemals mit mehr Nachdruck verfochten worden, als von den französischen Ministern und Botschaftern. Rosebery sprach schließlich die Hoffnung aus, der Zwischenfall werde friedlich beigelegt werden, ohne daß jedoch dabei die Rechte Englands auf Egypten gefährdet werden dürften.

Das ist eine so scharfe und drohende Sprache, wie sie Lord Salisbury selber nicht schärfer und drohender führen könnte. Man sieht hier wieder, wie in nationalen Fragen, in Fragen, bei denen das Prestige, die Macht und der Ruhm Englands im Vordergrunde stehen, alle Parteien fest zusammenhalten und eines Sinnes sind. Dort — und auch in Frankreich — gilt das für selbstverständlich. Und bei uns in Deutschland? In Paris bleibt man der aufgeregten Sprache der englischen Politiker gegenüber vorläufig recht kühl. So erklärt der „Temps", Marchand sei nach Faschoda gegangen, nicht, um neue Gebiete zu durchforschen, denn diese seien bereits untersucht, sondern um zur politischen Kenntniß des Nilthales beizutragen. Wo die

## Feuilleton.

### Die kleine Lulu.

10] Seeroman von Clark Russell.

Nachdruck verboten.

In diesem Augenblicke kam Suds, welcher die Ziehharmonika spielte, auf Deck und ließ sich auf diesem angenehmen Instrumente los. Etwas Gräßlicheres, als seine musikalischen Leistungen, kann sich Niemand vorstellen. Ein Lied besonders kann ich heutigen Tages noch nicht hören, ohne das Vordercastell der Brigg vor mir zu sehen und den ihm eigenen Geruch in der Nase zu spüren. Nur dieses eine Lied konnte er bis zum Schluß spielen und wiederholte es deshalb bis zur Erschlaffung, alle anderen Melodien ergänzte er bald nach den ersten Tacten aus eigener Erfindung. Diese Compositionen waren derart, daß mir im Vergleich mit diesem ein Concert der vereinigten Katzen und Kater eines ganzen Stadtviertels eine Erholung gewesen wäre. Die übrigen Matrosen dagegen fanden sein Spiel herrlich. Die Pfeife im Munde, saßen sie, aufmerksam lauschend, im Kreise, und folgten mit Bewunderung den Fingern ihres Maats; mochte er hundert Mal dasselbe spielen, sie waren es zufrieden und ermüdeten nie. Diese Musik brachte Deacon zum Schweigen. Ich dachte noch eine Weile über seine sonderbaren Fragen nach und vergaß sie dann.

Wir befanden uns in Breiten, wo die Dämmerung von kurzer Dauer ist. Die Sonne sank wie ein runder, scharf geränderter, glühender Schild allmählich ins Meer. Unbeschreiblich war das Bild, welches in ihrem feurigen Schein die mächtige rollende Dünung gewährte, wenn jeder Wasserberg, den blutrothen Widerschein passirend, seine blaue Farbe in Gold verwandelte.

Als schließlich die Sonnenscheibe ganz verschwunden war, brach die Dunkelheit rasch herein, und am Himmelsgewölbe erschienen spärlich einige Sterne.

Auch wenn kein Witterungswechsel eintrat, war doch jedenfalls eine dunkle Nacht zu erwarten, denn wir hatten keinen Mondschein.

Als es acht Glasen schlug und die Steuerbordwache den Deckdienst übernahm, wurde mir der Ausguck auf dem Vorderdeck überwiesen. Das heftige Stampfen der Brigg war kaum mehr zu ertragen; die fortwährende Anstrengung, das Gleichgewicht zu erhalten, ermüdete den Körper in ganz außergewöhnlicher Weise. Mit ebenso großer Sehnsucht wie der Capitain selbst, sah ich nach dem ersten Anzeichen von Wind aus. Ich kann nicht erklären, woher es kam, daß sich in der allgemeinen Dunkelheit die Schwärze des Wassers doch noch dem Bewußtsein aufdrängte. Schrecken erfüllte mein Herz, wenn ich an den unendlichen Raum dachte, welcher sich Meilen und Meilen um uns her erstreckte. Jedesmal, wenn die Brigg hoch gehoben wurde, um gleich darnach wieder in die fürchterliche Tiefe hinabgezogen zu werden, überschlich mich unwillkürlich ein Grauen vor der unsichtbaren Macht, die hier waltete.

In unmittelbarer Nähe des Schiffes phosphoreszirte das Wasser, weiter ab aber war kein Leuchten zu sehen. Feurige Ströme ergossen sich aus den Gatten, sobald es sich von der einen Seite auf die andere legte; mehrere Faß tief schnitt sein starker Vorstoven in den feurigen Schaum, wenn die Roller bis zur Höhe des Außenklüvers stiegen. Auch ein weniger phantasiereiches Auge als das meinige hätte in dem glitzernden Figurenspiel zauberische Gebilde zu sehen vermocht.

Liverpool-Sam, welcher, wie es schien, unten keine Ruhe hatte finden können, tastete sich zu mir und raisonnirte auf den Capitain, weil dieser nicht die Segel hatte kürzen lassen, so lange es zu der Arbeit noch hell genug war.

„Dat ist justement hüt de richtige Ort Nacht, üm bi so' an sackermentsche Arbeit äwer Burd tau gahn", knurrte er, „un wenn einen dat passirt, ward hei womöglich nich hürt, nich seht, hei kann versupen, ohn dat einer 'nen Finger rägt, em tau helpen. Duntaumalen, as ik noch en jungen Kierl war, da was dat beter, da smeten sei bi so en Gelegenheit en lüchtende Boje in 't Water, dunn hadd doch so 'n arm Luder wat, an wat hei sik hollen künnt."

„Es ist doch ein Barometer an Bord", sagte ich, „und das Quecksilber versteht mehr von dem, was kommen wird, als Du oder ich. Das wird wohl dem Capitain gesagt haben, daß er ruhig die Segel oben behalten kann. Aber mir gefällt freilich das Aussehen des Himmels auch nicht, ich verstehe die Bedeutung dieser fürchterlichen Wogenberge nicht."

„Quecksilwer!" rief der alte Mann im Tone tiefster Verachtung. „Wat soll woll dat Quecksilwer mit dat Weder tau doehn hebben? Dat hürt in de Afteike. Ik heb Lüd kennt, sogg ik Di, de hebben dat Weder ut düt konträr gegen all Barometers. Ik segelte einmal unner en Kapteihn, de seggte: „Dat Glas is sollen, dat bedüt slicht Weder, äwer de Himmel sieht mi nich dornach ut, ik ward all Segel haben laten!" Un sühst Du, de Kapteihn hadd Recht, un de Barometer hadd logen. — Quecksilwer! Wenn wi kein beter Wederteiken hädden, denn müggt dat vel Wracks mehr gewen."

Sam gehörte zu jenen conservativen Seeleuten, welche streng an der Vergangenheit festhalten, bis herab zur Zeit ihrer Großväter. Sie hassen alle Neuerungen und nehmen keine Verbesserungen an. Wenn sie nicht behaupten, daß Noah's Arche das einzige Fahrzeug war, welches sich für die See eignete, so ist dies nur, weil Noah's Arche eben ein wenig vor ihrer Zeit gebaut wurde. Wäre aber Noah ihr Großvater gewesen, dann hielten sie ganz sicherlich seine Arche für das Musterschiff, von dessen Bauart abzuweichen reine Ketzerei gewesen wäre.

In der Regel sind diese Leute gute Matrosen, arbeiten aber nie, ohne zu schimpfen. Jede Art von Verbesserung des Tauwerks, jeder patentirte Apparat, welcher Art immer er auch sei, gleichviel, ob ihnen selbst auch eine ungeheure Wohlthat, ist ihnen ein Gegenstand steten Aergernisses. Eigensinnig drehen sie ihre Prim im Munde und sprechen von „vor fünfzig Jahren, als die Capitaine noch Männer waren, die ihre Sache verstanden und nicht bloße Kohlenschiffer, wozu sie heutzutage der Dampf gemacht habe; vor fünfzig Jahren hätte der beste Capitain nicht lesen können und keine Handelsgerichtsgelehrsamkeit bedurft, um sein Schiff gut zu führen."

Ich war im Begriff, einige bescheidene Entschuldigungen für das Quecksilber vorzubringen, als Sam, plötzlich nach oben zeigend, erschreckt rief:

„Maat kiek, — Gott bewoht uns, ik will nie wedder en Droppen drinken, wenn dit nich en Kompasant is."

Ich sah auf und erblickte, was ich noch nie gesehen hatte, obgleich den meisten Seeleuten etwas ganz Bekanntes, eine kleine blaue Feuerkugel, welche über dem Ende der Vorbram-Raaneke schwebte.

Sie blieb einige Augenblicke unbeweglich an dieser Stelle, obwohl man hätte annehmen sollen, daß das Schwanken des Schiffes sie über oder unter die Spiere hätte bringen müssen, darauf verschwand sie. Nach einem Augenblick erschien sie oder eine andere wieder, und zwar diesmal auf der Fock-Raaneke, direct über unseren Köpfen. Dies sehend, rannte Sam, mir zurufend: „Lat Di nich belüchten, dat is Düwelslicht, dat bringt Unglück", so schnell er konnte davon und stürzte sich Hals über Kopf in die Luke.

Da ich des alten Mannes abergläubische Furcht nicht theilte, sah ich mir das Ding sehr aufmerksam an. Sein Glanz war sehr matt, obgleich es einen Hof hellen Nebels ausstrahlte. Es sah mir aus wie entzündete Luft, wiewohl ich nicht verstehen konnte, warum es dann so localisirt blieb und weder größer noch kleiner wurde. Dann dachte ich, daß es doch eine Verwandtschaft mit den bekannten Irrlichtern haben müsse, deren Entstehen man den Gasausströmungen der Sümpfe zuschreibt, und glaubte daher, die hier auftauchende Erscheinung sei durch Elektricität hervorgerufen. — Späterhin machte ich die Bemerkung, daß das Licht hauptsächlich auf dem oberen Eisenwerk des Schiffes erschien und selbst bei heftigstem Winde ruhig leuchtete. Der abergläubische Seemann betrachtet diese Feuerkugeln mit Angst, da er sie für übernatürliche Verkünder von Glück oder Unglück hält, je nachdem sie von der Stelle ihres Erscheinens steigen oder fallen.

Ich wurde in meinen Betrachtungen durch den alten Windwärts unterbrochen, der mir zurief:

„Wo ist der Kompresant*) hingegangen?"

„Er verlöschte, Sir."

„Wo zeigte er sich, nachdem er auf der Vorbram-Raa gewesen?"

„Auf der Fock-Raaneke."

Nach einer kurzen Pause brüllte er:

„Große Obermars- und Bramsegel aufgeien! — Außenklüver niederholen!"

Diese Befehle, welche so unmittelbar der Erscheinung des geisterhaften Lichtes folgten, erregten bei den Leuten ein Gefühl unheimlichen Grauens, welches schließlich auch mich überkam. Einige stiegen schweigend in die Wanten, um die Reefs zu beschlagen. Ich stellte mir vor, wie sie in der Dunkelheit an das schwer erkennbare Takelwerk schielen mochten, jeden Augenblick in der angstvollen Erwartung, das geisterhafte Licht wieder erscheinen zu sehen.

Der nächste Befehl lautete, das Vorbramsegel festzumachen.

„Da sühst man wedder, wat dat för en Hundsfott is", fluchte einer von den Leuten, „so lange as 't hell was, würd nicks anrührt, un up stunns wo't so dunkel is, dat man sien eigen Nös' nich seihn kann, heit 't Segel körten."

Der Mann hatte nicht Unrecht. Die Arbeit war unter den obwaltenden Umständen eine ganz außerordentlich mühsame und gefährliche. Der Himmel war von einem Dunst überzogen, welcher das schwache Licht der Sterne vollständig verhüllte; es herrschte eine totale Finsterniß. Nur die Lampe im Compaßhäuschen warf einen schwachen Schein durch die schwarze Nacht auf den Mann am Rade.

Nachdem der Klüver niedergeholt und die oberen Segel beschlagen waren, standen wir — nämlich die Wache — in einem Haufen beisammen und warteten auf weitere Befehle.

*) Das Wort schreibt sich wahrscheinlich von corpus sancti her, oder ist vielmehr die Matrosen-Aussprache des Lateinischen.